Gedanken einer Häßlichen.

Ich habe manche liebenswürdige Häßlichkeit gekannt, und in manchem Gesichte, das nur aus unschönen Zügen zusammengestellt schien, eine Güte entdeckt, welche die Reize der anmaßendsten Schönheit überstrahlte.

Addison, Spectator.

Schön oder häßlich, dies ist für das Leben des weiblichen Wesens die entscheidende Losung, welche ihr Schicksal gestaltet! Wer frägt beim Manne viel danach, ob er schön oder häßlich! Wohl genießen auch schönere männliche Menschenkinder im Leben und namentlich bei ihren weiblichen Mitschwestern ein oft „unerhörtes Glück", aber selbst ein häßlicher Mann ist stets viel besser d'ran, als ein unschönes Mädchen. Wir werden niemals einen Mann finden, der so häßlich oder abstoßend wäre, daß es ihm nicht gelingen würde, eine Frau zu bekommen, wenn er nur versteht, seine Werbung richtig anzubringen. Während wir genau wissen, daß die Herrn der Welt viel weniger philantropisch angelegt sind und so die häßlichsten Mädchen verurtheilt werden, sich als überflüssiges Beiwerk durch's Leben schieben und stoßen zu lassen, bis sie als einsame und verbitterte alte Mädchen, oder als bescheidene, aber verwennbare Frauen ein zwar wenig glänzendes, aber segensreiches Leben beschließen.

Eine berühmte französische Schriftstellerin hat die Behauptung aufgestellt: „Der Beruf der Frau sei die Schönheit", also müßten die häßlichen, so grausam es klingen mag, ihren Beruf gänzlich verfehlt haben. Fast will es uns scheinen, als ob dem wirklich so wäre! — Denn schon mit den ersten Träumen der Kindheit verfliegt der holde Wahn, mit welchem die Mutter uns umgab, daß Güte und Schönheit Eines wären. Wir merken gar bald den Trugschluß; denn in Wirklichkeit sollte es doch heißen: „Weil Du nicht schön bist, deshalb mußt Du besonders gut sein.

Auch in der Schule fühlt das Kind gar bald heraus, welch' feine und doch merklichen Unterschiede zwischen schön und häßlich gemacht werden; wenn ich auch die meisten vernünftigen Lehrer von jeder beabsichtigten Parteilichkeit freisprechen will, so dürften die aufmerksamen Beobachter unter ihnen sicherlich zugeben, daß eben so Wenige dem siegreichen Zauber der Schönheit widerstehen können, als sie die Schwierigkeit anerkennen müssen, unter denen die Häßlichen sich Freundschaft und Theilnahme bei ihren Genossinnen erringen können. Der Schönen fliegt Liebe und Freundschaft als selbstverständige Huldigung im Sturme zu, die Häßliche muß sich jede Gunstbezeugung erst verdienen. In gewissenhafter, erster Arbeit während des langen Schuljahres zeigt sich ihr Können, bei der öffentlichen Schulfeier sitzt sie bescheiden in der letzten Bank, und die Schönen, Talentvollen gewinnen die Herzen der Anwesenden mit hochtönenden Versen, vortheilhaften Schaustellungen und graziösen Gesten.

In der Tanzstunde werden selbst von den jüngsten Herrchen die schönen Mädchen bevorzugt und die häßliche, unscheinbare Kleine muß mit gedrücktem Gemüthe zusehen, wie die Tanzlehrerin einen widerstrebenden Bengel herbeischleppt, um dem unglücklichen Mauerblümchen auf die Beine zu helfen. Beim Einkauf von Kleidern und Hüten, beim Photographiren, beim Haustheater, hier und dort und überall, hört und fühlt, empfindet und sieht sie, daß in ihrer äußeren Erscheinung ihr etwas anhaftet, worüber die Andern und sie selbst nur mit einem unterdrückten Seufzer hinweggkommen können, sie ist der sichtbar gewordene Mißton, vor welchem man schleunigst die Ohren schließt und die Augen so rasch als möglich abwendet.

Wird sie doch in Gesellschaft eingeführt und die Mutter gibt sich alle erdenkliche Mühe, durch möglichst vortheilhafte Toilette und sorgfältige Haartracht gut zu machen, was Stiefmutter Natur verdorben, so wird sie doch tausendmal überstrahlt von den gottbegnadeten Schönen. Sie fühlt genau heraus, daß die wenigen Herren, welche sie zum Tanze auffordern, dies nur [illegible] von dieser oder jener Rücksicht thun, daher kann sie auch den unbefangenen Unterhaltungston kaum treffen, immer mehr zieht sie sich in sich selbst zurück! Wie sehr sie auch früher das Tanzen ersehnt hat, jetzt ersucht sie selbst den Walzer zu unterbrechen, ihre Füße können sie kaum mehr tragen, das Bewußtsein, daß man nicht um ihrer selbst willen, sondern sie nur aus Mitleid auffordert, erfüllt sie mit namenlosem Weh; am liebsten möchte sie laut aufweinen, sich in den verborgensten Winkel verbergen. Tausend Gedanken und Fragen durchschwirren ihren heißen Kopf, was macht die andern Schönen so fröhlich lachen und plaudern, so freudestrahlend leicht beschwingt dahinschweben? Ist es nur die bloße Lust am Vergnügen, oder das seelige Glücksgefühl des Gefallens? Sollte keinem Mädchen ein reines Genießen der Freude möglich sein, wenn die Befriedigung der Eitelkeit nicht gleichzeitig mitspielen kann? Und was sie selbst so unsäglich traurig macht, ist es wirklich nichts Anderes als verletzte Eitelkeit? Diese Scham bemächtigt sich ihrer, wie konnte sie solch niedrigen Gefühlen des Neides unterliegen!

In diesem Augenblicke ist eine große, entscheidende Wendung für's ganze Leben mit ihr vorgegangen. Sie ist an der mißgünstigen, einseitigen Bitterkeit, welche unfehlbare Vorzeichen der alten Jungferschaft bilden, vorübergeschwebt und sie hat ein edles, echt weibliches Fühlen bewahrt, das ihr nun treu bleibt für alle Zukunft. Mit greifbarer Klarheit drängt sich ihr die Ueberzeugung auf, daß dies Leben des äußeren Scheines unmöglich das ihre werden darf, denn sie, die Glanzlose, kann sich darin keine Geltung verschaffen, also muß sie versuchen, sich ein anderes Gebiet zu erringen.

Ohne ihr eigenes Verschulden ist sie häßlich auf die Welt gekommen, so hat die Natur durch ihre äußere Vernachlässigung ihr den Hinweis auf selbsterwählte innere Entfaltung gegeben. Sie will sich ein Reich gründen, in welchem auch sie leuchten kann, durch die Eigenschaften des Geistes und des Herzens; also fort mit all' den häßlichen Gefühlen von Neid und Mißgunst! Wie ein warmer Strom von Freude durchzieht es ihre Seele, sie hat sich selbst bezwungen, ihr besseres Ich wiedergefunden.

Von nun an bemächtigt sich ihrer im Verkehr mit allen jungen Herren, eine gewisse, selbstbewußte Ruhe und sichere Bescheidenheit, sie weiß nur zu gut, daß sie all' denen nie gefallen mag und kann und wird. Sie findet es ganz selbstverständlich, wenn ihre strahlenden Altersgenossinnen mehr Einladungen in's Theater, zu Spazierfahrten erhalten, ihnen auch mehr Süßigkeiten, Blumen und Aufmerksamkeiten aller Art blühen, wenn eine nach der andern heirathet und sie zu bewunderten, reichen, schönen Frauen werden.

An der unscheinbaren Häßlichen gehen alle Freier vorüber, wer wollte in der wenig lockenden Hülle etwas finden, was der Mühe werth wäre, dauernd zu besitzen? — Immer mehr Zeit hat sie, ihren Geist zu bilden, ihren Charakter durch stetes Entsagen zu festigen und zu stählen.

Da kommt auch plötzlich der Mann, welcher sie vielleicht schon lange im Stillen beobachtet, der die rauhe Schale weniger abstoßend findet, weil er den guten edlen Kern ahnt. Selbst die Häßliche ist gar nicht mehr so abstoßend, seitdem das innere Glück strahlend aus ihren Augen leuchtet. Mit rührender Liebe ist sie dem Manne zugethan, als wollte sie ihm stets dafür danken, daß er ihre Seele erkannt und erwählt und die Maske darüber vergessen hat. Sie wird die beste, tüchtigste Frau; die Freuden der Gesellschaft locken sie auch jetzt nicht allzusehr, denn zu Hause, da gefällt sie ihrem Manne wohl, aber draußen wird und muß er da nicht immer Vergleiche ziehen? Ach, wenn sie nur schön wäre, um dem Manne an ihrer Seite die tausend kleinen Verstimmungen verletzter Eitelkeit, welche sie alle nur zu genau kennt, zu ersparen.

Wenn je sein kühles, unfreundliches Wort sie schmerzlich berührt, sie bekämpfte sich und antwortet still und gelassen, denn ihr fehlt auch das nimmerwankende rücksichtslose Selbstbewußtsein, welches allen schönen Frauen in so hohem Maße eigen, die von Jugend auf verwöhnt, gar nicht im Stande sind, eine Rüge anders als höchst ungnädig zurückzuweisen. Sie sind ja schön, das genügt vollkommen, sie haben es nicht nöthig, sich irgend etwas bieten zu lassen, denn sie sind sich ihres Einflußes auf die Männer stets bewußt.

Ich glaube auch nicht zu weit zu gehen, wenn ich die Behauptung aufstelle als Trost für die weniger Schönen, daß die tüchtigsten, fleißigsten, liebenswürdigsten, geistvollsten, anspruchlosesten, aufopferndsten Mädchen und Frauen unter den Häßlichsten zu finden sind. Sie können nicht schön, also müssen sie gut sein, um im Leben ihren Platz ganz und voll auszufüllen. Ihr Mütter aber, die ihr nicht so glücklich seid, schöne Töchter zu besitzen, zeichnet die unschönen durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit aus, denn es harren ihrer gar unzählige Bitternisse und Enttäuschungen.

In der Landesausstellung in Prag.

Deutscher (in einer Restauration des Ausstellungspalastes). Kellner, ein Glas Bier!

Czeche: Herr, die Ausstellung ist eine böhmische, sprechen Sie böhmisch!

Deutscher: Aber Sie sprechen ja selbst deutsch.

Czeche: Herr, sagen Sie nicht deutsch, daß ich selbst deutsch spreche!

Deutscher: Aber Sie sagen ja selbst deutsch, daß ich nicht deutsch sagen soll, daß Sie selbst deutsch sprechen.

Czeche: Herr, sagen Sie nicht deutsch, daß ich ja selbst deutsch sage, daß Sie nicht deutsch sagen sollen, daß ich ja selbst deutsch spreche!

Deutscher: Herr, die Ausstellung ist eine böhmische, sprechen Sie böhmisch!

Czeche: Sagen Sie nicht deutsch, daß die Ausstellung eine böhmische ist!

Deutscher: Sie sagen ja doch selbst deutsch, daß die Ausstellung eine böhmische ist!

Czeche: Herr, sagen Sie nicht deutsch, daß ich selbst deutsch sage, daß die Ausstellung eine böhmische ist!

Deutscher: Ich kann eben nicht böhmisch sagen, daß Sie selbst deutsch sagen, daß die Ausstellung eine böhmische ist!

Czeche: Warum nicht?

Deutscher: Weil ich nur wenige Worte böhmisch sprechen kann.

Czeche: Welche denn?

Deutscher (auf gut böhmisch): Sie sind ein dummer Junge! (Er erhebt die Hand zur Ohrfeige.)

Czeche (kehrt machend): Das ist Ihr Glück! Wenn Sie es deutsch gesagt hätten, so würden Sie hinausgewiesen worden sein!

Gut gewählt.

„Was willst Du: Reichthum, Weisheit oder Glück?"
Frug einen armen Mann einst eine Fee. —
„Nur Glück gab er zur Antwort ihr zurück,
„Dann lad' ich Reichthum, Weisheit mir zum Thee!"

— Genaue Auskunft. Besuch: „....Deine Schwester meinte also, gerade diesen Ball nicht versäumen zu können!.... Was versetzte Deine Mutter darauf?" — Kind: „Sechs silberne Löffel und den Vater seinen Ueberzieher!"

Napoleons erste Liebe.

Geschichtliches Genrebild von Ernst Montanus

Ueberaus malerisch erhebt sich auf und an einem Felsenhügel des linken Rhoneufers Valence, die Hauptstadt des Daume-Departements, das antike Valentia. Etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, lag vor hundert Jahren ein hübsches Landhaus, von Garten- und Parkanlagen umgeben, am Flusse, das einer sehr angesehenen Dame, der verwittweten Frau Gregorie du Colombier, gehörte, die es während der schönen Jahreszeit mit ihrer anmuthigen Tochter Caroline bewohnte.

Der Salon der Frau du Colombier wurde von der gewähltesten Gesellschaft besucht, und es galt für einen Vorzug, in dem Hause eingeführt zu sein. Die geselligen Abende im Winter, bei denen man musicirte, vorlas und hin und wieder ein Tänzchen machte, waren berühmt, fast noch hübscher aber die Sommerabende auf dem vor der Stadt gelegenen Landhause, wo die junge Welt im Freien sich mit Gesellschaftsspielen unterhielt, während die Anderen plauderten oder die Karten in die Hand nahmen.

In dem Gartensalon, der durch die herabgelassenen Jalousien dunkel und kühl gehalten wurde, saß an einem schönen Juninachmittage die Herrin des Hauses in eifrigem Gespräch mit dem Staatsrathe de Grieux und seiner Gemahlin, die sich zum Besuche bei ihr eingefunden hatten. Man besprach die politischen Verhältnisse und die neuesten, aus Paris eigetroffenen Nachrichten, die für die Sache des Königthums so unzünftig wie möglich lauteten, als Frau de Grieux, die eine Verwandte der Frau du Colombier war, endlich sagte:

„Ach, lassen wir jetzt diese häßliche Politik und sagen Sie mir lieber, wo denn heute Caroline steckt. Sie ist wohl gar nicht daheim?"

„Doch," antwortete die Mutter, „sie ist vorhin mit dem Lieutenant Buonaparte, der uns seine Aufwartung machte, etwas in den Park gegangen."

„So, so," gab die Staatsräthin zurück. „Gestatten Sie mir, liebe Freundin, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß man sich in der Stadt erzählt, Sie wollten diesem jungen Korsen gestatten, sich um die Hand Ihrer Caroline zu bewerben. Es ist das natürlich nur ein leeres Gerede, allein ich halte es doch für meine Pflicht, Ihnen davon Kunde zu geben. Vielleicht dürfte es sich empfehlen, den Verkehr Carolinens mit diesem Herrn Unterlieutenant etwas einzuschränken, Sie wissen ja —"

„Ich danke Ihnen sehr, verehrte Freundin," fiel Frau du Colombier ein. „Es ist das etwas, woran ich auch schon gedacht habe, allein am besten wird solchen Schwätzereien durch eine baldige Verlobung Carolinens ein Ende gemacht werden."

„Haben Sie einen passenden und Ihnen genehmen Bewerber gefunden?" forschte der Staatsrath gemessen.

„Herr Garampet de Bressieux, der Ihnen ja auch bekannt ist."

„War er nicht früher Kapitän bei der Garde?" fiel ihr Frau de Grieux in's Wort.

„Ganz recht; dieser ehrenwerthe Herr, der von gutem Adel und nebenbei auch sehr wohlhabend ist, hat durch seinen Oheim, den Marquis de Ferriol, mir seine Absichten eröffnen lassen, und ich zweifle nicht daran, daß er mein Kind recht glücklich machen wird."

„Was wird aber Herr Buonaparte dazu sagen?" warf Frau de Grieux etwas zweifelhaft ein.

„Der junge Mann ist Unterlieutenant ohne alle Aussichten, er hat kein Vermögen und, seitdem Graf Marboeuf gestorben ist, der ein Gönner der Familie gewesen zu sein scheint, auch keinerlei Protection. Er mag ja recht begabt sein, wie der Abbe de Saint Ruf versichert, der ihn bei mir eingeführt hat, aber er ist entschieden keine Partie für eine junge Dame wie meine Caroline."

„Nein, selbstverständlich nicht," bekräftigte der Staatsrath.

„Caroline, die trotz ihrer 17 Jahre in manchen Dingen noch ein rechtes Kind ist, findet Vergnügen an seiner Unterhaltung, das ist aber auch Alles, und sie wird keinen Augenblick anstehen, sich der besseren Einsicht ihrer Mutter und ihrer Verwandten zu fügen, wenn es sich um ihre Zukunft, ihr Lebensglück handelt."

„Ich bin ebenfalls davon überzeugt, meine Theure," sagte die Staatsräthin, „möchte aber doch rathen, die Angelegenheit bald zur Entscheidung zu bringen, man kann nie wissen —"

„Das wird auch geschehen. Ich habe den Marquis gebeten, mich heute mit Herrn de Bressieux zu besuchen, damit wir unsere vorläufigen Festsetzungen treffen, nach deren Erledigung ich Caroline die nöthigen Eröffnungen machen werde."

Inzwischen hatte die Tochter des Hauses, über deren Hand von Seiten der Mutter in einer Weise verfügt wurde, die bei der französischen Aristokratie jener Zeit die einzig hergebrachte und übliche war, mit ihrem Begleiter, einem jungen Officier in der Uniform des Artillerieregiments La Fire, die Parkanlagen verlassen und war mit ihm in den versteckter liegenden Obstgarten gegangen. Sie war eine reizende Brünette, zählte 17 Jahre und besaß jene natürliche Anmuth, die alle Herzen gewinnt. Auf einer von Gebüsch umgebenen Bank unter einem Kirschbaume, dessen schwarze Früchte verlockend zwischen den Blättern hervorschimmerten, nahm Karoline Platz und sah lächelnd dem Lieutenant zu, der eifrig Kirschen pflückte, um sie dann seiner schönen Begleiterin in den Schooß zu schütten. Er mußte sich dabei oft auf die Zehen stellen, denn er war von kleiner Figur; seine edel nur etwas zu scharf geschnittenen Züge waren für gewöhnlich von gelblich blasser Farbe, zeigten sich aber jetzt etwas geröthet. Es kam vielleicht von der Hitze des Tages, vielleicht auch trieb die Nähe des holden Mädchens, auf dessen Antlitz seine Blicke oft mit leidenschaftlichem Verlangen hafteten, das Blut heftiger durch seine Adern und vernichtete die gelassene Ruhe, welche der junge Lieutenant Napoleon Buonaparte sonst zu bewahren bestrebt war.

„Wenn Sie nicht mit davon essen, rühre ich Ihre Kirschen nicht an," sagte Karoline mit Entschiedenheit. Er nahm die in der Sonne funkelnden Früchte, die sie ihm hinhielt, und aß gleichfalls davon.

„So," nickte sie befriedigt, „und nun berichten Sie, was Sie gestern Abend getrieben haben."

„Ich gab zunächst meinem jüngeren Bruder Louis, der bei mir wohnt, wie Sie wissen, eine Mathematikstunde und arbeitete dann an meiner Abhandlung über das menschliche Glück, mit der ich bei der Lyoner Akademie den Preis zu erringen hoffe."

„Das will ich Ihnen von Herzen wünschen! Sie haben da eine ebenso interessante als schwierige philosophische Erörterung zu führen," meinte das junge Mädchen nachdenklich, „ja, was ist das Glück? Jeder Mensch wird, glaube ich, eine andere Antwort auf diese Frage geben, und Sie werden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie eine allgemein giltige finden."

„Das hat der große Rousseau bereits gethan," rief der Unterlieutenant.

„Sie lieben seine Schriften, ich weiß es. Ich dagegen glaube nicht, daß das goldene Zeitalter der Menschheit sich wieder zurückführen läßt, von dem er schwärmt, und kann auch in der geistlosen Einförmigkeit des Naturzustandes, den er zurückgeführt wissen möchte, nicht das Glück der Menschheit erblicken. — Doch keine Philosophie mehr! Lesen Sie mir lieber ein neues Kapitel aus Ihrem korsischen Roman vor, wenn Sie das Manuskript mitgebracht haben, wie ich hoffe."

„Ich bin noch nicht dazu gekommen, weiter daran zu arbeiten, obwohl ich ihn gern so bald als möglich vollendet sähe."

„Sind Sie so ehrgeizig nach den Lorbeern des Autors?"

„Ich leugne nicht, daß mich ein glühendes Verlangen verzehrt, mich in irgend einer Weise hervorzuthun. Da ich nun dazu in meinem eigentlichen Berufe einstweilen noch keine Gelegenheit habe, so nehme ich statt des Degens die Feder zur Hand. Aber ich schreibe zugleich auch, um Geld zu verdienen. Sie wissen ja, daß ich seit dem Tode meines Vaters von meiner bescheidenen Gage oft noch die Meinen daheim unterstützen muß."

„Freilich weiß ich es und schätze Sie deswegen nur um so höher," entgegnete das schöne Mädchen mit Wärme. „Ich zweifle aber auch nicht daran, daß es Ihnen gelingen wird, nicht nur die Schwierigkeiten Ihrer augenblicklichen Lage zu besiegen, sondern sich auch bald kühn zu einem Platze emporzuschwingen, für den Ihr Geist und Ihr Wissen Sie befähigt und berechtigt!"

Seine blauen Augen leuchteten in einem seltsamen Glanze auf, als er diese Worte vernahm. „Möge es sich erfüllen! Wenn ich in meinem Plutarch lese, so überkommt mich oft ein Ahnen, daß es mir gelingen werde, es seinen Helden gleich zu thun, die sich plötzlich über ihres Gleichen erhoben und ihnen zeigten, daß sie aus edlerem Thone geformt seien. — Ach, ich möchte ein Held werden wie Cäsar, Wilhelm von Oranien oder Cromwell!"

„Wie verträgt sich mit solcher himmelstürmenden Ruhmbegier das Gefallen an idyllischen Liebesgeschichten, wie sie jener deutsche Roman enthält, von dem Sie mir das letzte Mal erzählten? Das möchte ich erklärt haben."

„Ah, Sie meinen die Leiden des jungen Werther, von einem gewissen Goethe? Ja, ich habe die Uebersetzung, die ich mir gekauft habe, seitdem nochmals gelesen und bin wirklich hingerissen davon. Ich habe Ihnen das Buch mitgebracht." Er zog den Band aus der Tasche und schlug ihn auf. „Hören Sie nur, wie der Dichter das menschliche Herz kennt und seine Gefühle ebenso wie die erhabenen Schönheiten der Natur zu schildern versteht." Und er las vor:

„Es ist wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könntest Du Dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach, könntest Du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander gekketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O, könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O, es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! — Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwindet darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte."

„Sie fragen mich," knüpfte Buonaparte dann an ihre Aeußerung von vorhin an, „wie mein Ehrgeiz sich mit solchen Gefühlen verträgt? In jedem Menschen ruht etwas Räthselhaftes, ein innerer Zwiespalt, dessen Ursachen uns oft nicht klar werden. Ich kenne sie. Während mein Thatendurst mich von hier forttreibt nach Paris, wo allein der Ort ist, an dem aus einem armen und unbedeutenden Unterlieutenant etwas werden kann, hält mich ein anderes, mächtiges Gefühl hier bei Ihnen, Caroline, fest. Muß ich es Ihnen nennen?"

Er blätterte weiter in dem Buche und las:

„Nein, ich betrüge mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnahme an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!?"

Vor den brennenden Strahlen seiner Augen senkte Karoline die ihrigen und schaute mit glühenden Wangen vor sich nieder. Nicht länger vermochte der junge Officier sich zu beherrschen. Er setzte sich neben sie und schlang den rechten Arm um ihre Schulter.

„Du weißt es, holdes Mädchen, was ich für Dich empfinde — nun sage mir —"

Näher kommende Schritte unterbrachen seinen Herzenserguß. Blaß vor Zorn und Erregung sprang er auf und blickte finster dem Herrn entgegen, der jetzt um die Ecke des vom Spalierobst eingefaßten Ganges bog und die junge Dame sehr verbindlich, den Unterlieutenant dagegen nur leichthin begrüßte.

„Ach, Sie sind es, Herr de Bressieux!" rief Karoline ihm entgegen, der es mit echt weiblicher Gewandtheit gelang, sofort einen ganz unbefangenen Ton anzuschlagen. „Wie haben Sie uns hier gefunden?"

„Der Zug des Herzens führt niemals irre," gab der ehemalige Gardecapitän geziert zur Antwort, während Lieutenant Buonaparte ironisch lächelte. „Uebrigens hat mich die gnädige Frau ausgesandt, Sie zu suchen. Staatsrath de Grieux nebst Frau Gemahlin und mein Oheim, Marquis de Ferriol, der mit mir gekommen ist, sind bei ihr und sehnen sich ebenfalls danach, die liebenswürdige Tochter des Hauses begrüßen zu dürfen."

„Dann wollen wir die Herrschaften ja nicht länger warten lassen," sagte Karoline, indem sie aufstand und mit Herrn de Bressieux voranging, dabei aber dem jungen Officier über die Schulter einen Blick zusandte, der ihn über diese Unterbrechung trösten sollte. Buonaparte schob sein Buch wieder in die Tasche und folgte; eine tiefe Falte hatte sich in seine, wie aus Marmor gemeißelte Stirn gegraben.

Von der Esplanade in Valence geht die Grande Rue aus, in der noch heute das Haus No. 4 steht, wo der Unterlieutenant Buonaparte damals wohnte. Es gehörte einer alten Dame, und Buonaparte, dessen monatliche Gage hundert Livres betrug, zahlte davon dem Fräulein Von acht Livres Miethe im Monat für ein bescheidenes Zimmer, das er innehatte, während sein jüngerer Bruder Louis, der spätere König von Holland, eine Mansarde innehatte. Der ältere Bruder hatte ihn von Korsika mitgebracht, um seiner Mutter eine Last abzunehmen, da es der wackeren Frau schwer genug fiel, für die noch zu Hause weilenden Geschwister zu sorgen. Louis sollte ebenfalls Artillerieofficier werden. Napoleon ertheilte ihm Unterricht und bezahlte für ihn die Pension, was er aber nur ermöglichen konnte, indem er selber wie ein Einsiedler lebte und sich die größten Einschränkungen auferlegte.

Am Tage nach seinem Besuche auf dem Landsitze der Frau du Colombier wollte Napoleon sich gerade zum Mittagessen begeben, das er mit seinen Kameraden bei dem Speisewirth Geny „Zu den drei Tauben", in der Rue Terollerie, einnahm, während Louis bei der Hauswirthin verköstigt wurde, als ein Bedienter der Mutter Karolinens bei ihm eintrat und einen Brief überbrachte. Nachdem der Mann sich wieder entfernt hatte, erbrach Napoleon gespannt das Schreiben und überflog es hastig. Seine Hand zitterte während des Lesens, dann sank er auf einen Stuhl und bedeckte die Augen mit der Linken, während die rechte Hand das Papier zerknitterte. Es war ein höchst verbindlich gehaltener Brief der Frau du Colombier, in dem sie dem „jungen Freunde" die bevorstehende Verbindung ihrer Tochter mit Herrn de Bressieux anzeigte. Hinzugefügt war die Bitte, mit Rücksicht auf die Klatschbasen der Stadt seine sonst so willkommenen Besuche für die nächste Zeit wenigstens einstellen zu wollen.

Lange saß Napoleon regungslos da — der Schlag hatte ihn zu tief und unerwartet getroffen. In der Erinnerung an diese Stunde schrieb er später in einem „Dialoge über die Liebe": „Auch ich war einst verliebt, und es ist mir davon genug in Erinnerung geblieben, daß ich die metaphysischen Definitionen der Liebe nicht nöthig habe, die doch nur die Dinge verwirren. Ich leugne ihre berechtigte Existenz, und mehr als dies: ich halte sie für schädlich für die Gesellschaft, wie für das Glück des Einzelnen, kurz, ich glaube, daß die Liebe mehr Uebles als Gutes stiftet."

Am 31. März 1792 heirathete Fräulein du Colombier den Herrn de Bressieux. Damals befand sich Buonaparte (so schrieb er selbst seinen Familiennamen bis zum Jahre 1796) bereits in Paris, wo er sich der revolutionären Partei in die Arme warf. „Wäre ich General gewesen," äußerte er später einmal, „so hätte ich die Partei des Hofes ergriffen; als Unterlieutenant mußte ich die der Revolution ergreifen". In der That gelang es ihm, dadurch sein Glück zu machen. Da die Liebe nichts mehr über den zukünftigen Welteroberer vermochte, so folgte er fortan nur noch den Weisungen seines berechnenden Verstandes und eines wahrhaft dämonischen Ehrgeizes.

Als Kaiser erst sah Napoleon nach einer Reihe von Jahren in Lyon seine Jugendgeliebte wieder. Er theilte sie dem persönlichen Dienst seiner Mutter Laetitia zu und verlieh ihrem Gatten eine angesehene Stellung im Finanzwesen. Erst 1845 ist die Baronin de Bressieux gestorben.

Thatsächlich ist Caroline nicht nur die erste Liebe Napoleons, sondern wohl auch das einzige Weib gewesen, das dem großen Korsen eine echte, tiefe Herzensneigung eingeflößt hat, und noch auf St. Helena erzählte er mit innerer Bewegung von der Idylle in Valence und seinem Beisammensein mit Fräulein du Colombier unter den Kirschbäumen auf dem Gute ihrer Mutter.

Die Naturgeschichte der deutschen Ratten.

Zur Naturgeschichte der deutschen Bettler liefert Richard Eisendraht in den „Münch. neuesten Nachrichten" ansprechende Beiträge. Wenden wir uns hier dem fahrenden Volke der Landstreicher zu. Ihm gehören das Muttersöhnchen, der Knopfdalser und der Speckjäger an. Das Muttersöhnchen ist ein Neuling auf der Landstraße und in der Herberge. Kein Wunder, daß es sich linkisch benimmt, daher sein Uebername Linkmichel. Unlängst saß er noch daheim hinter dem Ofen. In die neue Schürze band die sorgende Mutterhand einige neue Hemden. Die Mutterpfennige im Beutel zieht er, so rasch er nur vorwärts kommen kann, der breiten Heerstraße nach. Verläßt er das Weichbild Dresdens, so fragt er schon jeden Wanderburschen, den er auf dem Marsche nach dem Süden trifft, wie weit es noch bis Nürnberg oder gar München sei. Dieser Eile wegen nennt ihn der Spott „zünftiger Feger" Schnellläufer. Er reis gern in Gesellschaft anderer Muttersöhnchen, bisweilen in Schaaren, und nächtigt, wenn er irgend kann, nur in den Herbergen zur Heimath. Anständig gekleidet, putzt und striegelt er sich gern, eine Eigenschaft, die ihm den Beinamen Aeffchen oder Aefftour einträgt. Ist der Beutel leer, geht das „Kohlendampfschieben", das Hungerleiden, an und dann — nun dann wird oft aus dem Muttersöhnchen ein Knopfdalser.

Der „Knopfdalser" ist ein Pfennigbettler, des im Liede bekannten Bruder Straubingers Nachkomme auf der Landstraße. Er ist der ärmste Zugbettler; in Lumpen gewickelt führt ihn sein Weg von Thür zu Thür. Er reist anfänglich gern zu Zweien und ist nach des Tages Mühen gern fröhlich und guter Dinge. Von den weiblichen Landstreichern gesellt sich die „Tippelschicks", eine landfahrende, gewöhnliche Bettlerin, zu dem Knopfdalser. Längeres Landstraßenleben macht den Pfennigbettler gewöhnlich mürrisch, geizig, wunderlich, eigensinnig und ungesellig. Er reist allein und nur noch in bekannten Gegenden, in denen er so oft wiederkehrt, daß die „Hunde mit den Schwänzen wedeln", wenn er ein Gehöft betritt.

Jeder Kameradschaft ist ihm lästig und jeder seinen Weg kreuzende Bettler als Nebenbuhler ihm ein Dorn im Auge. Nannte er ein halbes Menschenleben lang nichts als den Stecken sein, schleppt er jetzt einen derben Berliner nach, in dem er schildkröte Kappen, abgetragene Papierkragen, alte Fußlappen, werthlose Stiefelsohlen und andere Lumpen aufbewahrt. Auch fehlt ihm nie das „lippsche Gewerbe", darin er die fetten Bissen, die er sich zu dalsen weiß, versteckt. Er ist mit einem Worte gesagt, zum Speckjäger geworden, der seiner ungeselligen Eigenschaften wegen von allen Landstreichern verachtet wird, an dem Hopfen und Malz verloren ist.

In der Landstreichergattung begegnen wir ferner den „Fortschrittsdalfern". Als solche entpuppten sich die „Blitzkunden" und die „Schmalmacher". Blitzkunden sind Kleiderbettler, die Schmalmacher halten den Spaziergängern und in besuchten Wirthschaften den Gästen bettelnd den Hut unter die Nase. Das nennt man in der Verkehrssprache der deutschen Landstreicher schmalmachen, daher der Name der Fechter. Sie leben wie die Herren, im Sommer auf dem platten Lande, im Winter in größeren Städten. Wir kommen nun zu den „Kohldalfern", den eigentlichen Schwindelbettlern, und betrachten zunächst den „Tappenreiter", der die gute Sitte unserer Handwerksmeister, durchreisende Gesellen ihres Zeichens zu unterstützen, mißbraucht.

Ein Tappenreiter „ledert" oft sämmtliche „Kraute" (Meister), die an seinem Wege wohnen. Jeder Tappenreiter versteht von dem Geschäft, auf welches er reist, so viel, daß er mit Meistern und Gesellen darüber reden kann. Ein gemeiner Schwindelbettler ist der „Hochtäppler", der als Brandbettler oder andere ähnliche Nothlagen vorschützend, die Geldsäckel vermöglicher Leute erleichtert. Bei Ueberschwemmungen und anderen Katastrophen schießen die darauf reisenden Hochtäppler wie Pilze aus der Erde. Andere simuliren auch Gebrechlichkeit, gehen als Krüppel und Taubstumme, um die Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen in erhöhtem Maße in Anspruch zu nehmen. Während von der Sippschaft der Tappenreiter selbstthätige Landstreicherinnen ausgeschlossen sind, finden sie hier ein ergiebiges Arbeitsfeld. Die schlimmsten von Allen sind die Zoddelbrüder und Drucklashennen. Das ist das Diebsgesindel in der Landstreicherwelt.

— Aus dem Gerichtssaal Richter (zum Zeugen): Nun, Herr Schulze, Sie sagten, dieser Karl Schulze ist ein entfernter Verwandter von Ihnen, in welchem Verwandtschaftsgrade steht er denn? — Zeuge: Er ist mein Bruder. — Richter: Aber Sie sagten mir doch soeben, er sei ein entfernter Verwandter. — Zeuge: Augenblicklich ja, denn er ist in China!

— Letzter Versuch. Mein Herr, ich bitte Sie, mich nicht mehr weiter zu behelligen. — Ich habe Ihnen doch gesagt, mein Herz nicht mehr frei ist. — Fräulein Loni, darf ich Sie noch darauf aufmerksam machen, daß das Herz — zwei Kammern hat?

Ein chinesisches Rauchlokal.

Dem größten Opium-Rauchlokale Chinas widmet der „Ostas. Lloyd" eine eingehende Schilderung. Shanghai rühmt sich dieser Sehenswürdigkeit. Sie liegt in der sogenannten französischen Ansiedelung, etwa einen Steinwurf von den Mauern der Chinesenstadt, in der keine Opiumtabagie bestehen darf. Es fällt oft schwer, sich den Weg durch die Menschenmassen zu brechen, welche um das Gebäude herumlungern und die scheinbar allen denkbaren Ständen angehören. Die geeignetste Zeit für die Besichtigung des Lokals ist der Abend, nachdem alle Lampen angezündet sind, doch muß man einen gesunden Magen haben, um die Uebelkeit erzeugenden Dünste zu ertragen. Die Rauchwolken, das matte Licht der zahlreichen farbigen Lampen, die noch zahlreicheren auf Bänken ausgestreckten Gestalten mit verzerrten Gesichtern, die sich über die kleinen Flammen biegen, an welchen man die Pfeifen anzündet, reichen aus, um auf einen Neuling den widerlichsten Eindruck auszuüben.

Das Innere des Hauses bietet einen eigenthümlichen Anblick. In der Mitte des Erdgeschosses, das so zu sagen einen einzigen großen Saal bildet, hängt eine der schönsten chinesischen Lampen, welche die einheimische Industrie zu fabriciren im Stande war; sie soll mehrere Hundert Dollars gekostet haben. Die Decke ist aus reich geschnitztem Holze hergestellt, während die gemalten Wände mit einem eigenthümlich markirten Marmor ausgelegt sind. Zahlreiche Thüren führen überall in die kleinen Verschläge, welche für Raucher bestimmt sind.

Dicht am Eingang zum Lokal ste